



»Wer Heimat will, ist überdurchschnittlich rassistisch«

Thomas Ebermann ist Autor des Buches »Linke Heimatliebe: Eine Entwurzelung«. Im Interview spricht er darüber, warum der Begriff »Heimat« für Linke nicht zu gebrauchen ist.

INTERVIEW: MICHAEL GRAFF

EIN KONTAMINIERTER BEGRIFF

Was stört dich denn daran, wenn Linke den Begriff »Heimat« nicht den Rechten überlassen wollen?

Ich bin der Meinung, dass es viele Begriffe gibt, die schlicht und einfach den Rechten gehören. Selbstverständlich ist das die ganze Welt des Nationalismus, Patriotismus und Chauvinismus. Das alles ist mit Wahn kontaminiert aber auch einfachere Sachen, die Sehnsüchte von Menschen bündeln, wie die Sehnsucht nach der Monarchie oder dem genialen Wirtschaftsführer, verdienen Negation. Auch so etwas wie Marschieren in Reih und Glied kann man niemals von links besetzen, weil es sich um die Transformation menschlicher Wesen in Dinge handelt. Heimat ist ein speziell gefährlicher Begriff, den man den Rechten überlassen muss. Es gibt kein anderes Wort, das dem der Volksgemeinschaft so nahesteht. Das ist keine linke Verrenkung, sondern schlicht Ergebnis der bürgerlich-positivistischen Meinungsforschung, wie etwa im »Thüringen-Monitor: Wer Heimat meint und will, ist überdurchschnittlich rassistisch. Darüber hinaus ist neben den typischen Attributen wie Idyll, Geborgenheit und Vertrauen »Heimat« immer kontaminiert mit zwei Grundaussagen. Die eine ist die »Verwurzelung«, also die Verwechslung des Menschen mit Bäumen, die Behauptung es sei krankhaft oder gefährlich, der Umgebung, in der man nun mal geboren ist oder seine Kindheit und Jugend verbracht hat, zu entfliehen. Der zweite Schlüsselbegriff ist die »Prägung«. Heimat prägt. Das ist ein fundamentaler Angriff auf alles, was gesellschaftlichen Fortschritt überhaupt hervorbringen kann, nämlich die Hoffnung, dass die Reflexion des Bestehenden zu ihrem Bruch führen kann, man also ein anderer Mensch werden kann, als in der Aussage »das haben wir schon immer so gemacht« festgehalten wird. Es ist doch völlig klar, dass ich, der ich aus proletarischen Vorstadtverhältnissen komme, mit dem Gedankenhaushalt meiner Großeltern und Eltern, die geprägt waren von »arm aber sauber«, brechen musste, und das denken zu können, was ich heute so vor mich hindenke.

Gibt es für Leute, die gerne in ihrem Umfeld leben, andere Möglichkeiten, ihre lokalen Bezüge positiv auszudrücken?

Wenn jemand sagt, ihm sei es ein größerer Genuss, im Meer zu schwimmen als auf Berge zu kraxeln, dann sage ich, dann schwimm mal im Meer. Solange da keine Überhöhung einhergeht, solange nicht das Dogma »kein schöner Land in dieser Zeit!« mitschwingt, also die bornierte Behauptung, es sei nirgends schöner als dort, wo es einen gerade hin verschlagen hat, ist das alles ganz unproblematisch. Problematisch wird das, wenn es eine ideologische Überhöhung erfährt. Selbstverständlich soll jemand, dem vor den Balkon eine Müllverbrennungsanlage gebaut werden soll, sich mit anderen zusammentun und dagegen einsetzen. Problematisch wird es, wenn es in der Initiative auch Leute gibt, die gegen die Müllverbrennungsan-

lage und Überfremdung im Stadtteil sind. Die fliegen da raus, oder ich geh. Aber sich zu mühen, dass man über die Runden kommt, dem Leben was abtrotzt, im Handgemenge rummacht, das muss man nicht mit dem Begriff Heimat kontaminieren.

Viele assoziieren »Heimat« mit einer glücklichen Kindheit.

Die bürgerliche Welt legt uns eine Romantisierung unserer Kindheit und Jugend, unserer Lebensverhältnisse nahe. Sich dem zu entziehen und zu sagen, nein, die Menschen werden durch die kapitalistische Konkurrenz, durch die Notwendigkeiten, durch das Arbeitstempo hässlich gemacht, und diese Hässlichkeit spiegelt sich in allen Segmenten kapitalistischer Gesellschaft. Ich wusste, welche Kinder zu Hause geprügelt wurden, dass ich Angst vor Zeugnissen hatte, dass ich einen kindlichen Begriff davon hatte, dass die Welt nicht in Ordnung war. Das alles wird konterkariert durch die Pseudo-Erinnerung an Omas einzigartigen Vanille-Pudding. Alles Lüge! Alles so unwahr, wie wenn ältere Männer von ihrer schönen Zeit beim Militär reden. Wie die immer wiederkehrende Vorstellung, dass der erste Sex unfassbar gelungen war und die Dorfkirche dabei geläutet hat. Das ist das Postulat der »guten alten Zeit«, die es nie gegeben hat.

Wenn auf der einen Seite »Heimat« für kritische Leute als Bezug nicht in Frage kommt ist die Zugehörigkeit zur Gattung »homo sapiens« die richtige Alternative?

Dem steht das kluge Wort von Bertolt Brecht entgegen: Wer Menschheit sagt, will lügen. Ich fühle mich denen, die auf verlorenem Posten stehen, am nächsten. Wenn ich mir zum Beispiel vorstelle, wie es denen in Ägypten geht, die weder Anhänger der Militärdiktatur noch der Muslimbrüder sind, die ein modernes Leben wollen, vielleicht von der klassenlosen Gesellschaft träumen. Das ist eine marginalisierte Gruppe. Sich denen intellektuell verbunden und solidarisch zu fühlen, halte ich heute für das Wichtigste. Der unangenehmen linken Usance, von Erfolg zu Erfolg zu springen, zu widerstehen da war man vor ein paar Jahren bei Tsipras, dann bei den Kurden, aber nie bei den Chancenlosen. Ich habe eher Angst um die Linken in Brasilien, als mir die Füße daran zu wärmen, dass sie die letzte Schlacht gewinnen werden. Auf der Seite derer zu sein, die gerade unter die Räder kommen – das wird den Überlegungen von Walter Benjamin, auf den ich mich gerade bezogen habe, am gerechtesten.